Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 3

Artikel: Oesterreichische Literatur nach dem Kriege
Autor: Battaglia, Otto Forst de
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758775

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

OESTERREICHISCHE LITERATUR NACH DEM KRIEGE

VON OTTO FORST DE BATTAGLIA

Das neue Oesterreich hatte zwischen den zwei extremen Möglichkeiten: dem Anknüpfen an die sieben Jahre früher jäh abgerissene Vergangenheit und dem völligen Bruch mit der Tradition, den in diesem Lande natürlichen, goldenen Mittelweg gewählt. Den großen Ahnen der Literatur verpflichtet, fühlte man dennoch Notwendigkeit und Neigung, sich den veränderten Gegebenheiten einzuordnen und aus einer grauenvollen Erfahrung zu lernen. Formal hat der politische Umschwung keinen Umsturz ausgelöst. Die Rückkehr zu einer anfangs stark nach links gekehrten Demokratie hat keine dem Expressionismus von 1919 ähnliche künstlerisch-literarische Strömung siegen lassen. In Lyrik und Prosa auf dem Theater herrscht, wie vor 1938, das Nebeneinander von Klassizismus, Romantik, Realismus und Expressionismus, das einer eklektischen Zeit gemäß scheint. Für den Stil sind Rilke und der immer mehr als begnadeter Poet erfaßte Georg Trakl Vorbilder; die Prosa beharrt im Banne Karl Kraus'. Von älteren Autoren Oesterreichs üben Adalbert Stifter und Nestroy ihren Einfluß aus.

Die Themenwahl läßt deutlich den Wunsch hervorleuchten, sich mit der neuen Wirklichkeit auseinanderzusetzen, ohne durch sie hypnotisiert zu sein. Auf dem Theater sind die vier heute führenden Autoren Ferdinand Bruckner, Franz Theodor Csokor, Fritz Hochwälder, Alexander Lernet-Holenia bewußte Mahner zu demokratischer Gesinnung. Ihre Stücke haben staatsbürgerliche Tendenz, und die Schaubühne wird Ihnen zur moralischen Anstalt. Bruckner, dessen *«Elisabeth von England»* durch die im heurigen Winter geschehene glanzvolle Aufführung am Burgtheater sich als der gültigste Ausdruck der ewigen gemeinwesenhaften Probleme erwies, hat in diesem gewaltigen Drama zugleich wie in der *«Heroischen Komödie»* um Madame de Staël die großen Menschen in ihrer menschlich-allzumenschlichen Kleinheit geschildert; er, der Dichter des *«Timon von Athen»* und des Menschenhasses ohne Reue, doch aus getäuschter Liebe, der unbestechliche Zeuge für und wider *«Die Befreiten»*. Franz Theodor Csokor hat, aus anderem Blickwinkel als Bruno v. Brehm, den Untergang der alten Habsburger Monarchie betrachtet vom *«3. November 1918»* bis zum *«Verlorenen Sohn»*. Er gab einer schmerzvollen Wirklichkeit von gestern — *«Besetztes Gebiet»* — dramatischen Ausdruck, der nicht minder dem Antlitz unserer und jeder Epoche eingeprägt ist. *«Gottes General»*, nämlich St. Ignatius von Loyola, ist zu Zuckmayers *«Des Teufels General»*, dem dieses Werk zeitlich um ein Jahrzehnt vorausgegangen war, nicht nur im Titel die Antithese. Csokor überzeugt uns, daß der Zweck nur dann Mittel heiligt, wenn sie der heiligmachenden Gnade würdig sind. Zuckmayer tut dar, wie satanischer Zweck selbst das heiligste Feuer verunreinigt. Wie Bruckner wird auch Csokor von der Geschichte fasziniert, als vom ewigen Born, aus dem wir Erkenntnis über die menschliche Seele und über die menschliche Gemeinschaft schöpfen. *«Das Reich der Schwärmer»* (der Wiedertäufer), in seiner auf den Staat bezogenen religiösen Substanz zum Vergleich mit Bruckners Zeittragödie *«Denn seine Zeit ist kurz»* herausfordernd, weckt nicht minder Erinnerungen an Franz Werfels *«Paulus unter den Juden»* und vornehmlich an desselben *«Reich Gottes in Böhmen»*. Und wir gewahren, nicht ohne Ueberraschung, daß Fragen, die ans Ewige streifen und die eigentlich an den Ewigen gerichtet sind, in der dramatischen Ernte der neuesten österreichischen Literatur einen vordringlichen Platz beanspruchen, den man im Hinblick auf den wenig zur Schau getragenen Glaubenseifer der Donauphäaken kaum vermutet hätte.

Alexander Lernet-Holenia berührt das Religiöse nur peripherisch und mit weltmännischer Ironie, die diesem örtlich im ewigen Oesterreich, zeitlich vorab im Rokoko beheimateten Dichter wesenhaft ist. Er holte aus dem Alten Testament den Stoff zur «Frau des Potiphar». Er drang tiefer in heilige Bezirke, als er in «Alkestis» ins hellenische Helldunkel des Mythos von Tod, Liebe und Sehnsucht vorstieß. Er bewegte sich, und seine Gestalten, in der großen und in der halben Welt zwischen Cagliostro und Casanova. Virtuos meistert er alle Gangarten des Pegasus; seine Lyrik kleiden gleichermaßen der antike Chiton, der mittelalterliche Ritterpanzer, Barock, Rokoko-Kostüm und battle dress. Erzähler von sicherem Empfinden für das Spannende und für das Entspannende, hat Lernet-Holenia sich vor allem mit Novellen und Kurzgeschichten bewährt, von denen eine, «Die Brücke» (in früherer Fassung «Der Baron Bagge»), durch berufene Urteiler als die bedeutendste Schöpfung ihrer literarischen Gattung bezeichnet wurde: aus deutschem Sprachraum und in unserer Gegenwart.

Neben dem weit über den lyrischen Bereich hinausragenden Lernet-Holenia heischen Aufmerksamkeit vordringlich, wenn nicht einzig ob ihrer Lyrik: Paula v. Preradovic, Rudolf Henz, Ernst Waldinger, Theodor Kramer. Diesen schon Anerkannten gesellen wir als Beispiel und als Auslese der wichtigsten Strömungen und der beachtlichsten Leistungen derer, die sich ihre Geltung zu erringen im Begriffe stehen: Rudolf Felmayer, Otto Basil, Ernst Jirgal, Ernst Schönwiese, Erika Mitterer.

Paula v. Preradovic, Enkelin des bedeutendsten kroatischen Poeten seiner Epoche Peter v. Preradovic, fügte von südlicher Glut erfüllte Rhythmen in die strenge Form des Sonetts. Sie vermochte aber nicht nur den südlichen Sommer und die sorglose Pracht Dalmatiens zu feiern, sondern auch das herbste Leid auszusagen; einer harten Gegenwart gemäß, über der Jesus, die große Sonne, untergegangen war: doch sie, die gleich einem tapfern Ritter dem Tod und dem Teufel mutig ins Antlitz schaute, blickte durch Düsternis hindurch auf den verborgenen Gott. Mit dieser im Grauen bestätigten und in hold-heller Landschaft selig aufleuchtenden Lyrik ist das tief im Geiste Adalbert Stifters sich versenkende Dichterwort Rudolf Henz' kraft des gemeinsamen katholischen Empfindens verwandt.

Tut man Otto Basil und Ernst Schönwiese unrecht, wenn man ihre Lyrik als ein hellenisches Altes Testament neben die neutestamentarische Milde katholischer Dichtung stellt? Die marmorene Kühle von «Ausfahrt und Wiederkehr», noch mehr des «Apokalyptischen Verses», ist antik-stoisch und intellektuell. Insbesondere Jirgal stößt, wie sein Meister und Anreger Karl Kraus, vom Wort her zum Gedanken vor. Ernst Waldinger hat gegenüber dieser sehr gekonnten Sprachzucht den unwiderstehlichen Reiz eines schlicht und selbstverständlich erwachsenen Dichters, der, von großer romantischer Tradition gelenkt, dennoch seine eigenen Herztöne findet.

Theodor Kramer: in ihm ist Trakl wiedererstanden, nicht mehr zerbrochen am Leid der Kreatur, sondern die Formen zerbrechend, die den Geist daran hindern, zu strömen und zu durchströmen, wo er, wann er und wie er will. Ein österreichischer Villon, züchtigt er zornig die Zagen; singt er einen Aufruhr, ein Wandern, ein Verzweifeln, die dem Klang der «Ziehharmonika» so wenig wiederstehn können wie die Richter und alles Volk dem Dudelsack Schwandas.

Ist Kramer durchaus westliche Bewegtheit der nie ruhenden Revolution, so strebt Rudolf Felmayer danach, im «Gesicht des Menschen» die «Oestliche Seele im Tode» auszudrücken und also eine statische Harmonie auszubreiten über alle lärmende Bitternis des technoromantischen Abenteuers einer Kultur im Dienste des Kriegers. Erika Mitterer gemahnte heroisch, pessimistisch, antikisch, berückt von Klopstock und Hölderlin, schollenhaft, an Weinheber und an Billinger, wäre sie nicht nur dem Boden verschrieben, sondern auch dem rauchenden Blut.

Während die österreichische Lyrik der jüngsten Zeit, unsere knappe Umschau bestätigt das, nicht über das Niveau eines würdigen Epigonentums hinausgelangt, darf sich die Prosa zweier schöpferischer Gestalten rühmen. Hermann Broch und Rudolf Kassner sind zwar *der* Oeffentlichkeit, die den Bestseller macht, unbekannt, und ihr Name wird von den Zünftigen öfter erhoben, als ihre Werke gelesen. Um so schlimmer für die Mitwelt, nicht aber für die Nachkommenschaft, die diese repräsentativen Oesterreicher richtig einschätzen wird. Hermann Broch hat gleichzeitig mit Musil eine Romanfolge geschaffen, die vor der rein gegenständlichen, im Nachbilden einer grausam-genau durchschauten Wirklichkeit sich erschöpfenden Schilderung des «Mannes ohne Eigenschaften» zweierlei voraus hat: daß sie allgemein-menschlich, weithin-gültig ist und nicht nur das treue Abbild des österreichischen Antlitzes; daß sie ferner geschichtsphilosophische, gesellschaftskritische und dadurch aufbauende Kritik und ans Metaphysische streifende Deutung des Zugs der «Caravane humaine» ist. Im Titel «Die Schlafwandler» ist bereits das Erkennwort enthalten, mit dem man in die verborgensten Geheimnisse der Zerfallsepoche eindringt. Sie schlafen, traumhafte Täter, da sie noch wandeln und während sie sich verwandeln. Ja sie sind schon gestorben und sie wissen es noch nicht. Man muß es ihnen nur sagen, den Romantikern, den Anarchisten und den Sachlichen zwischen 1888, dem Jahre, da der alte Kaiser starb (drüben in Berlin), und 1918, dem Jahre, da der junge Kaiser, inzwischen alt geworden, ging und die Generäle blieben. Dem Untergang ohne Würde hat Broch später den voller Würde angereiht, den des Vergil, des Urvaters jenes Abendlandes, das nun, ist's endgültig und ist es Wahrheit, sich in Todeszuckungen windet. Das Sterben hat für Broch keinen Schrecken; es weckt in ihm nur das große Staunen, die heilige Neugierde, den Willen, aufzubrechen aus Dichtung zur Wahrheit. «Die Schlafwandler» und «Der Tod des Vergil» sind das vollkommene Spiegelbild einer Epoche, die — einmal in ihrem eigenen Kleid, dann wieder in römischer Umhülle — sich mit ihren Nöten und mit ihren Sehnsüchten darbietet, so wie sie ein Dichter mit dem Blick des Denkers erschaut, als Hingeworfensein in die fragwürdige Existenz, als Preisgegebenheit ans getarnte Nichts, als Hilfsunfähigkeit und als Hilfsunwilligkeit. Wir sind da in den Bezirken Heideggers, Jaspers und Rilkes, im Vorhof des Christentums an der Pforte des rettenden Heils, das dem Abendland noch einmal aus der ewigen Kraftquelle kommen kann. Den großen philosophischen und geschichtlichen, künstlerischen und politischen Stoffen ist bei Broch die Sprache gemäß, deren hermeneutische Tiefe und erhabene Präzision mit Absicht den Hastigen und den Unberufenen den Zugang verwehrt.

Aus dem gleichen Raum ist der gewaltige Kulturkritiker Rudolf Kassner hinausgeschritten ins Imaginäre seiner seherischen Landschaft. Er war Rilkes Freund. Nietzsche hat ihm das Wort beschwingt. Griechische Denker, fernöstliche und muselmanische Weisheit, französische Moralisten des Grand siècle und der Aufklärung, Jakob Burckhardt haben ihn ergriffen. Seine Physiognomik des Einzelnen und der Gemeinschaften ist dem Diapason der Gegenwart adäquat, die einen Klages, einen Kretschmer, einen Picard aufrief. Kassners Schriften des reifen Mannesalters — außer den physiognomischen noch «Die Mythen der Seele» — wurden nach dem zweiten Weltkrieg durch Bücher der Rechenschaft und der Rückschau fortgesetzt. «Das Neunzehnte Jahrhundert», Ehrenrettung des als stupid gebrandmarkten kleineren Erben des voranversunkenen Siècle des lumières, suchte im Vergleich mit älteren Perioden menschlicher Gesittung diesem letzten noch humanen, und sei es allzuviel tintenklecksenden Säkulum, die Daseinsrechte im Bereich der Wissenschaften, der Dichtung und der Künste zu verteidigen. Indem er dabei die wirtschaftlichen und die rein politischen,

gesellschaftlichen Umwälzungen nicht etwa ignorierte, sondern — und das ist den gehorsamen Kindern des 20. Jahrhunderts ein besonderes Aergernis — derlei aufs Nebengeleise schob, bekannte sich Kassner aufrecht als Widerpart des Materialismus. Woraus und woran sich seine Spiritualität bildete, das hat er im Buch der Erinnerungen aus seiner Kindheit, «Die Zweite Fahrt», erzählt.

Die wiedergefundenen Werdejahre spielen in der österreichischen Literatur unserer Zeit eine zum Nachsinnen einladende Rolle. Ist es die Unmittelbarkeit eines in mancher Hinsicht ewig Kind bleibenden, spielerischen Menschenschlags («Wir spielen alle, wer es weiß, ist klug»), oder ist es die wehmütige Sehnsucht einer alten Zivilisation nach goldenen Jugendtagen und ihrem Glück, die durchbricht? Da ergötzen wir uns an den «Farben zu einer Kinderlandschaft» des Grafen Erik Wickenburg, der noch öfter gedankenschwere Problematik in die anheimelnde Enge des Familienkreises fügt. Josef Leitgeb berichtet «Von Blumen, Bäumen und Musik» wie von teuren Gefährten, und er enthüllt mit magischem Eingriff ins eigene Leben die Chronik eines «Unversehrten Jahres» sorgloser Knabenseligkeit.

Neben den Büchern der Kindheit sind als häufige Sonderarten der heutigen österreichischen Prosa herauszuheben: der historische Roman und die historische Novelle, Exotik und Abenteuerbücher, sie alle offenbar Flucht aus der gewohnten und bedrückenden Umwelt. Nicht nur, daß die Geschichtserzählungen nach dem Muster der selbst noch rüstig fortwirkenden Enrica v. Handel-Mazzetti weiterblühen — Dolores Viesèr, Maria Veronika Rubatscher, Fanny Wibmer-Pedit seien als begabte Schülerinnen der Meisterin genannt —, es teilen sich in die Gunst der Leserschaft altösterreichische Kavalkaden, die das Thema Musils oder Brochs auf der den breiten Leserschichten zugänglichen Stufe des «middle brow» aufnehmen. Gustav Karl Bienek, vor allem aber Ernst Lothar und Egon Graf Corti können ihre Triumphe durch Auflageziffern belegen.

Historisch in ihrem Grundtimbre ist die erzählende Prosa zweier Autoren, die für das große Publikum verloren, dem Kenner Gewinn und Genuß bescheren. Voneinander verschieden, haben sie miteinander die gepflegte Sprache und das tiefe Versenktsein in die Aura ihrer Gestalten gemeinsam. Friedrich Winterhollers «Kaiserhöhe» und sein «Laudon» gehören dem Vorkrieg an, doch soll an diesen noch unter uns Weilenden gemahnt werden. Alexandrine Martina Wied hat im «Einhorn» das Italien des Spätrokoko und zugleich die ihm begegnende, aus den Britischen Inseln heranwehende Vorromantik blendend erfaßt. Wortkunst und Sachkunde vereinen sich in diesem Stuart-Roman auf das herrlichste.

Geographisch, sofern es uns gestattet ist, diesen Begriff auf eine Erzählkunst anzuwenden, die ihren Reiz vornehmlich aus der die Fabel umhegenden Fremdlandschaft und aus deren geglückter Beschwörung herholt, exotisch also, ist das Leitmotiv bei Alexander Sacher-Masoch («Beppo und Pule»), einer vielseitigen, vielversprechenden und vielhaltenden Begabung, die in der «Zeit der Dämonen» zur Sicherheit des Ausdrucks hereingereift ist; bei Oskar Maurus Fontana, der den Blick schweifen läßt zu den Firnen und nach den Fernen, Dramatiker und von der Bühne besessen auch in seiner szenisch wirksamen Epik.

Bei einer nachdenklichen Prüfung der erzählenden Prosa Oesterreichs wird nicht nur das Ueberwiegen von Themen auffallen, die eine Abkehr vom peinlichen Alltag eines von tausend Nöten geplagten Landes bezeigen, sondern auch das Fehlen von Stoffen, die anderwärts das Feld beherrschen. Von ein paar unzulänglichen Versuchen abgesehen, gibt es keinen Roman des religiösen Erlebnisses, jedenfalls keinen, der sich mit den Dichtungen einer Gertrud v. Le Fort, eines Graham Greene oder eines Bernanos vergleichen ließe. Wir finden nicht die

Gestaltung wirtschaftlichen Umbruchs und nicht das Bemühen, den Wiederaufbau nach dem Krieg dichterisch zu bewältigen. Außer dem einsamen «Tod des Vergil» von Broch ist in Oesterreich keine vollgültige epische Auseinandersetzung mit dem Existentialismus geschehen.

Das Andenken Karl Kraus', hochgehalten bei der diesem Bürgerschreck sehr verpflichteten Kommunisten, ist nicht minder bei Katholiken — vom «Brenner»-Kreis und aus der Umgebung des großen christlichen Satirikers Theodor Haecker — lebendig. Wie von selbst steigt dabei an unserem Horizont das nur selten erstrahlende Licht Ludwig v. Fickers auf, der seine erlesene, unvergleichliche Zeitschrift, eben jenen «Brenner», nur selten und unregelmäßig erscheinen läßt, noch seltener mit eigenem Schaffen hervortritt. Gleichermaßen im Zeichen des Herausgebers der «Fackel», dessen ethisches und sprachmeisterliches Vermächtnis hütend, wirken Leopold Liegler, Otto Basil und Edwin Rollett. Franz Glück, der gefürchtete Buchbesprecher der «Wiener Zeitung», ist aus liberalem Gesichtswinkel ein Urteiler nach, und ein Schriftsteller von europäischem Maß. Weiter rechts erscheint Franz Taucher, eine glänzende Begabung in Essay und Kritik.

Aus der schier unübersehbaren Schar nationalsozialistischer Vorläufer, Mitläufer und Nachläufer sind, da die braune Flut sich verzogen hat, drei Autoren übrig, die wie einsame Riffe aus den sie umbrandenden Wassern hervorgeragt hatten. Der eine ist vom braunen Schlamm so sehr überkrustet worden, daß viele die unzerstörbare wertvolle Substanz nicht mehr sehen können oder nicht sehen wollen, die ihm eignet: Josef Nadler, dessen literargeschichtliche Gesamtbilder erst der deutschen, dann der schweizerischen und nun der österreichischen Entwicklung stets zu den Ursprüngen der Dichter vorstießen, um aus ihnen den letzten Aufschluß über die Dichtwerke zu empfangen, der deshalb in den Bannkreis des Rassegedankens geriet und der es durch die Einschübe, wie durch die Auslassungen in der letzten Auflage seines Hauptwerks den Gegnern leicht gemacht hat, ihm, dem großen Talent, ja dem Genie, den Charakter abzusprechen. Sodann Herbert Cysarz, Schillers berufenster Deuter, der Mitwiederentdecker des Barock und der barockverspielte, mit dem Preis glücklicher Wesensschau gekrönte Löser lockender Welträtsel im Wort. Endlich Othmar Spann, Schöpfer der Ganzheit-Philosophie, Volkswirtschafter, Religionsphilosoph, Wegbereiter und als Häretiker verdammtes Opfer des Dritten Reichs.

Beziehen wir die formschöne wissenschaftliche Prosa in unseren Gesichtskreis ein, dann hätten wir noch Theologen, wie Michael Pfliegler, Historiker, wie den unübertroffenen Biographen Metternichs, Heinrich v. Srbik, den ganz seiner großdeutsch-altösterreichischen Konzeption verhafteten Exegeten des mitteleuropäischen Geschichtsablaufs. Hugo Adolf Bernatzik, Mitschöpfer einer lebensprühenden Völkerkunde, hat für seine funkelnden Reisebücher eine große Lesergemeinde geworben. Wir dürfen nicht des geistreichen Musikkritikers und Bahnbrechers moderner Tonkunst Josef Marx vergessen, noch des Bundespräsidenten Karl Renner, der in klassischer Prägung abgeklärte politische Weisheiten predigt. Gerade in der Verbindung des Staatsbürgerlichen mit der Wortkunst, des Denkens mit dem Dichten, des Wissens mit der schönen Form, des Gemeinschaftsdaseins mit individuellem Trachten und Sinnen, in diesem Ausgleich des Gegensätzlichen, im Maß und in der freiwilligen Zucht, vollenden sich — heute wie stets — das Wesen, die Aufgabe und die Leistung der österreichischen Literatur, die nie den Zusammenhang mit dem Klima, mit den Menschen, mit der Ueberlieferung, mit dem Geschehen ihrer Heimat verleugnet, ohne daß sie den Schaffenden das Joch einer Kollektivität, einer Doktrin oder einer Epoche aufzwänge. Noch herrscht über sie nur das eine, das sanfte Gesetz.